Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 25.

Das große Loos.

Von Helene Stöckl.

„Jetzt gehe ich nachfragen, ob wir das große Loos gewonnen haben!“ Die Tochter nickte der Mutter fröhlich zu und ließ sie allein.

Die Mutter lehnte sich in ihren Sessel zurück und ließ sich von ihren Gedanken umspinnen. Das große Loos! Wenn sie es gewänne! gewänne für ihre drei Kinder. Wie würde sich das Leben für sie mit einem Schlage umgestalten! Ein Jedes von ihnen, es brauchte das Geld so dringend, so unumgänglich nöthig, um aus dem Schatten in den Sonnenschein zu treten.

Ihr Aeltester! Ihr Auge blickte stolz und wehmüthig zugleich bei dem Gedanken an ihn. Er wollte Arzt werden und studirte in der nahen Hauptstadt. Aber das Studium der Medicin währt lange und kostet viel. Nur wenig konnte sie, die mittellose Wittwe, für seinen Unterhalt beisteuern, das Uebrige mußte er selbst verdienen.

Und er verdiente unermüdlich und klaglos. Des Morgens las er einem alten Herrn Zeitungen und Briefe vor, langsam Wort für Wort zwei Stunden alle Tage, des Abends lief er von Haus zu Haus, um denkfaulen Knaben die Mühe des Lernens abzunehmen, so weit dies möglich ist. Dazwischen hörte er seine Collegien, experementirte, arbeitete bis tief in die Nacht hinein. Er schloß die Augen vor jeder Zerstreuung, nahm willig jede Entbehrung auf sich.

Nur von seinen Erfolgen sprach er, wenn er bei seiner Mutter war, aber seine schmächtige Gestalt, seine scharfen Züge, der vorzeitig ernste Blick seiner Augen redeten eine Sprache, die das Mutterherz nur zu wohl verstand.

Und wie lange würde er noch so zu ringen haben! Wann konnte er wohl daran denken, sich als selbstständiger Arzt einzurichten in unserer Zeit, welche an Geschicklichkeit und Tüchtigkeit nicht glaubt, wenn äußerer Glanz und selbstbewußte Unabhängigkeit sie nicht begleiten!

Wenn sie jetzt Reichthum für ihn gewänne! Er könnte die geisttödtenden Stunden von sich schütteln, sich ganz und voll seinen Studien widmen. Er könnte Apparate, Bücher, Instrumente kaufen, er könnte sich, wenn die Prüfungen hinter ihm lagen, vornehm und glänzend einrichten, könnte, ohne ängstlich jedes Honorar berechnen zu müssen, ungehindert seinem Ideal nachstreben, für Arme und Reiche, Vornehme und Geringe ein gleich hingebender, selbstloser Helfer zu sein. Ach, daß Sie gewänne, um seinetwillen gewänne!

Und ihre Tochter? Sie war jung und anmuthig, voll feiner Herzens- und Geistesbildung. Aber was half ihr das ohne Geld! Unbeachtet würde sie verblühen. Wer freit heutzutage um ein armes Mädchen! Freilich, es gab wohl Einen, der sie mit den Augen der Liebe ansah, aber er war arm wie sie. Vielleicht wagte er es nie, um sie zu werben, und wenn er es wagte, welches Loos erwartete sie an seiner Seite? Unter Arbeit und Entbehrung, mit Sorge und Noth für die heranwachsende Familie kämpfend, was würde aus ihrer Lieblichkeit, aus der Anmuth ihres Geistes werden?

Wenn sie jetzt Reichthum für ihn gewänne! Mit einem Male würde sich Alles ändern. Sie würde gesucht und gefeiert, umschwärmt und umschmeichelt werden. Sie könnte wählen unter den Besten, und der Beste würde sie wählen. Im sorglos schönen Heim, umringt von allen Annehmlichkeiten des Reichthums, wie würde ihre Schönheit erblühen, ihr Geist sich entfalten! Ach, daß sie gewänne um ihretwillen!

Und ihr Jüngster? Ihr Freuden- und Schmerzenskind! Eben jetzt stand er vor der Wahl seines Berufes. Die Nothwendigkeit, bald zu Amt und Brod zu kommen, ließ ihn sich für den Lehrerberuf entschließen, während das in ihm gährende Element ihn stürmisch zum freien, dichterischen Schaffen drängte. Wenn sie jetzt Reichthum für ihn gewänne!

Frei und fesellos könnte er der Stimme seines Genius folgen, aus den reichen Quellen des allgemeinen Wissens trinken, sich von seiner Begeisterung zu den höchsten Höhen tragen lassen, die dem Menschengeist erreichbar sind. Er könnte die Welt sehen, die glänzendsten Kreise aufsuchen, überall Anregung und Schaffenslust gewinnen. Von seinem vor der Noth des Lebens geschützten, in harmonischer Schönheit ausgestatteten Heim könnte er seine Stimme ertönen lassen für Alles, was dem Menschenleben Werth und Adel giebt. O, daß sie gewänne, gewänne um seinetwillen, um ihrer drei Kinder willen!

Sie selbst, sie hatte keinen Wunsch, Oder doch! Vor ihren Augen baute sich ein kleines, weißes Häuschen auf. Flieder- und Jasmingesträuch umrankte es, der Garten dahinter quoll von bunten Sommerblumen über, die sonnigen Zimmer waren mit theuren Andenken, mit Blumen und Büchern und Bildern geschmückt. Dort wollte sie wohnen und ihre Kinder erwarten, die, wie reich und schön ihr eigenes Heim sich gestalte, das Heim der Mutter noch trauter und schöner finden sollten.

O, daß sie gewänne! Und plötzlich war es ihr, als habe sie gewonnen. Das Glück war ihr in den Schoß gefallen, was sie erträumt, das wurde Wirklichkeit.

Sie sah ihren Aeltesten vor sich. Wie fest seine schmächtige Gestalt sich aufrichtete bei der Nachricht des Glückes, welch junger Ausdruck in die ernsten Augen kam! Nun brauchte er sich nicht länger abschließen von jeder Lust, konnte ohne Vorwurf froh mit den Fröhlichen sein. Er sammelte die Freunde und Bekannte um sich, denen er bisher ein so ungeselliger Kamerad gewesen, beim Klange der Gläser aber, mit dem sie sein Glück feierten, da erwachte, was bisher gewaltsam unterdrückt und zurückgehalten in ihm geschlummert, die leichte Lebenslust, daß heiße Verlangen nach Genuß. Was das Leben der Großstadt an schäumender Lust zu bieten hatte, das genoß er. Was kam darauf an, daß sein Studium ins Stocken gerieth! Ob er seine Prüfungen ein paar Semester früher oder später machte, das hatte für ihn jetzt nichts zu sagen. Sobald er wollte, konnte er das Versäumte ja nachholen.

Die Kreise aber, die ihn erfaßt, ließen ihn nicht wieder los, sie zogen ihn nur tiefer zu sich herab. Zu den unbedenklichen Genüssen kamen die bedenklichen, zu den leichtherzigen Bekanntschaften die leichtsinnigen. Er, der nichts gekannt, nichts genossen, wollte jetzt Alles kennen, Alles genießen. Nach der Erregung des Genusses kam die Arbeit ihm schal vor, so daß er von ihr sich rasch neuem Genusse zuwandte, bis seine Körperkraft anfing, zu versagen. Zwischen jähem Sinken und kurzem Auftraffen taumelte er hin und her, bis er, im leichtsinnig heraufbeschworenen Ehrenhandel verwundet, zusammenbrach. Seiner in Vergnügungen erschlafften Gesundheit fehlte die Kraft zur Genesung. Unheilbarem Siechthum verfallen, sah die Mutter ihren Aeltesten seinen Einzug in das flieder- und jasminumbuschte Häuschen halten, in dem sie ihrer Kinder wartete.

Die Tochter? In heller Freude ließ das plötzliche Glück ihr unschuldsvolles Antlitz aufleuchten. Einmal recht schön geschmückt auf dem Ball zu erscheinen, das war ihr erster kindlicher Wunsch. Mit stolzer Genugthuung schmückte die Mutter ihren Liebling. Im glänzenden Ballsaal aber, umschwärmt und umschmeichelt, da erwachte die Eva auch in ihr. Sie wußte auf einmal, daß sie schön war, und fand es süß, zu gefallen. Die Träume eines stillen, bescheidenen Glückes traten zurück aus ihrer Seele, wie der, der sie wachgerufen, aus ihren Kreisen zurücktrat. Andere ersetzten seine Stelle. Dem glänzendsten unter ihnen schenkte sie Herz und Hand. Sie glaubte, was er ihr von Liebe betheuerte, vielleicht glaubte er es ihren jungen Augen gegenüber selbst. Er suchte sie hineinzuziehen in seine Denkungsart, lehrte sie das Leben leicht und oberflächlich auffassen, Glanz und Abwechslung als höchste Güter schätzen. Aus dem bescheidenen herzenswarmen Mädchen ward eine seichte, vergnügungssüchtige Frau. Nur ihren Gatten liebte sie, und er betrog sie. Sie wollte es nicht sehen, sie brachte Opfer auf Opfer, um ihn an sich zu fesseln, bis sie nichts mehr zu opfern hatte und er gleichgiltig den Bund löste, der seiner Selbstsucht keine Befriedigung mehr bot.

Verbittert und vergrämt, mit zerstörter Schönheit und entblätterter Seele kehrte die Tochter in das Haus der Mutter zurück, aus dem man kurz vorher den ältesten Sohn getragen.

Und ihr Jüngster? Weit und froh dehnten sich die Flügel seiner Seele bei Einkehr des Glücks Mit Einem Ruck streifte er von sich, was seinen Flug hindern konnte, Beschränkung, strenge Arbeit, ein festes Lebensziel.

Die Freiheit ließ sein Talent hoch auflodern; Ruhm und Reichthum fielen ihm zu. Die Welt öffnete ihm ihre goldenen Pforten, und er stürzte sich jauchzend in sie hinein.

Bald aber genügte ihm das Errungene nicht mehr, er verlangte lauteren Beifall, glänzendere Erfolge. Sein Talent mußte sie ihm bringen, aber je ungestümer seine Forderungen wurden, desto zögernder antwortete es ihm. Nicht länger von der reinen Gluth der Begeisterung, sondern von dem flackernden Feuer der Leidenschaft genährt, fühlte er sein Talent verlodern. Er sträubte sich gegen die Erkenntniß und suchte neue Wege einzuschlagen. Er bequemte sein Talent der Zeitströmung an, stellte es in den Dienst des Tages, ohne doch mehr als die Gunst dafür zu erreichen. Um des Wohllebens, des äußeren Glanzes willen, die er nicht mehr entbehren konnte, verkaufte er sich endlich selbst, sein Talent, seine Seele und Gesinnung.

Vergebens wartete die Mutter in dem kleinen, blumendurchdufteten Haus auf die Heimkehr des jüngsten Sohnes. Nur aus der Ferne sah sie ihn angstvollen Herzens taumeln, strauchela und fallen. Sie kann nicht zu ihm. Wird er sich erheben von seinem Fall? Er hat die Kraft nicht mehr dazu, aber er hat die Kraft, ein Ende zu machen. Da! sie fährt auf. Was ist das! Dringt nicht ein dumpfer Schall zu ihr herüber? Nein, nein, es kann nicht sein! Ihr Sohn, Ihr Kleinod —

„Nichts haben wir gewonnen, Mutterchen, nichts!“ Vor ihr steht ihre Tochter und hält ihr die Ziehungsliste hin.

Verwirrt blickte die Mutter sie an „Wir haben das große Loos nicht gewonnen? Nein, sagst du? O, Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Und das Leben giebt ihrem „Gott sei Dank“ Recht.

Das arbeitsvolle, entbehrungsreiche Leben stählt den Körper ihres Aeltesten, statt ihn zu schwächen. Sein Eifer, seine Geschicklichkeit bringen ihn vorwärts. Langsam, aber sicher erreicht er das Ziel, das er nie aus den Augen ließ: ein von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich gleich gepriesener Arzt zu sein.

Die Tochter wartete geduldig, bis der Mann, der sie liebte, um ihre Hand anhalten konnte. Das einfache Heim, das sie gemeinschaftlich für sich hergerichtet, erscheint ihr köstlicher als Alles, was ihr der Reichthum bieten könnte. Haad in Hand mit dem Gatten schreitet sie dahin, seiner Liebe und ihres Glückes gewiß, jede zusammen überwundene Sorge, errungene Freude als neues Bindeglied zwischen sich und ihm begrüßend. Jedes ihrer Kinder nimmt einen Theil ihrer Schönheit an sich, und dünkt sie dem Gatten, von ihnen umringt, lieblicher als damals, da er sie zum ersten Male in ihrer Mädchenblüthe erblickte.

Und ihr Jüngster? Im sicheren Port der festen Lebensstellung, sein leidenschaftliches Temperament gebändigt von der Pflicht der Arbeit, sein unstätes Feuer gestätigt in der Regelmäßigkeit des engumfriedeten Alltagslebens, so wächst sein Talent, nicht sprunghaft und blendend emporlodernd, sondern langsam Krystall an Krystall setzend. Abseits vom Lärm des Tages, verzichtend auf den lauten Beifall der Menge, so pflegt er sein Talent als heilige Gottesgabe. Keine Schätze erwirbt es ihm, wohl aber durchduftet es sein ernstes, stilles Leben mit unnennbarer Süßigkeit.

Und das weiße, grünumrankte Häuschen der Mutter? Es ward nie erbaut und nie bezogen. Wo fände sie Zeit, darin zu wohnen, da jedes ihrer Kinder sie bei sich haben will? Von einem zum andern ziehend, überall mit Jubel empfangen, mit Liebe gepflegt und gehalten, so hat sie drei sonnige Heimstätten gewonnen, für die eine, die sie vergeblich erträumte.

Dankbar ist sie sich bewußt: Indem sie es nicht gewann, hat sie das große Loos gewonnen.

Ein Tropfen Goldwasser.

Ein Lieutenants-Idyll von Meta Heinzel.

Es schlug 6 von der Thurmuhr der heiligen Ursulakirche zu C. Noch war der letzte Glockenschlag nicht verklungen, als Lieutenant Randow seinen Degen umschnallte, schnell in den Paletot fuhr und mit flüchtigem Gruß an dem Posten vorüber den Schauplatz seiner Thätigkeit, die Gewehrfabrik, verließ.

Ein Tag des Dienstes war wieder glücklich beendet, und in der frischen Luft draußen tief aufathmend, zündete sich der schmucke Sohn des Mars eine Cigarre an und schlenderte behaglich seiner bescheidenen Lieutenantswohnung zu. Seine Gedanken führten ihn zurück nach dem schönen D., das er vor 4 Monaten verlassen hatte, um das sogen. „Schmierkommando“ an der Gewehrfabrik anzutreten. So interessant auch diese Thätigkeit war, die den Offizier mit seiner Waffe vertraut machte, so angenehm auch die nette Zulage den stets in der Ebbe sich befindenden Lieutenantsportemonnaie's zufloß — Lieutenant Randow konnte sich immer noch nicht recht an den einförmigen Büreaudienst gewöhnen — sein Herz sehnte sich nach der Front im Osten zurück.

In dieser elegischen Stimmung erreichte er seine Wohnung. Doch die wehmüthigen Gedanken wurden bald durch den Anblick eines lieblichen Mädchens verscheucht, welchem Randow auf der Treppe begegnete. Sein militärischer Gruß wurde mit holdem Erröthen erwidert, und schnell entschwand die junge Dame den schwärmerischen Blicken, mit denen der junge Krieger der Wirthin lieblich Töchterlein nachschaute.

„Wenigstens ein Sonnenschein in diesem langweiligen Nest,“ murmelte er, „übrigens ein reizendes Wesen!“

Neben dem blankgeputzten Messingschild, auf welchem in deutschen Lettern zu lesen stand: „Angelika Schmoll, verwittwete Steuerkontroleurin (geb. von Spuhn)“, kennzeichnete an der benachbarten Thür eine einfache Visitenkarte des Lieutenants Behausung.

Hier harrte Schäufgen, die treue, aus D. mitversetzte Burschenseele, des geliebten Herrn. Während sich sonst aber auf dem Gesicht des auffallend hübschen und intelligent aussehenden Burschen beim Anblick „seines“ Lieutenants ein strahlendes Lächeln zeigte, blickte Lieutenant Randow heute in ein verstörtes und aufgeregtes Gesicht, was ihn zu der landläufigen Frage veranlaßte:

„Was ist denn los, Schäufgen?“

„Wissen der Herr Lieutenant wieviel Liqueur in der Flasche war?“ lautete die Gegenfrage.

„Was soll denn, zum Kuckuk, diese Frage? Gewiß weiß ich, daß diese Flasche bis zur geschliffenen Linie voll war.“

„Das meine ich auch, Herr Lieutenant, und seit heute Mittag fehlt dieser Ruck!“ Mit diesen Worten entnahm Schäufgen dem eleganten Liqueurservice die schön geschliffene Krystallflasche und hielt sie der besseren Einsicht wegen dicht unter die lieutenantliche Nase.

„Zum Donnerwetter, Kerl, Du wirst doch nicht?“.... platzte Randow ärgerlich über das so augenscheinliche Manko unvorsichtig und gegen seinen Willen heraus, aber in demselben Augenblick legte er begütigend die Hand auf des treuen Burschen Schulter, als er dessen gekränkte Miene sah.

Du bist ein Schafskopf, Schaufgen, laß' das Fratzenschneiden sein! Du weißt, daß ich Dich für eine treue Seele halte, sonst hätte ich nicht den Hauptmann gebeten, daß er Dich mir aus D. mitgeben möchte. Beim Liqueur irren wir uns vielleicht Beide. Und nun stell' die Buddel weg und bring mir meine Joppe und die Zeitung.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ murmelte Schäufgen, um schweigend dem Wunsche seines Herrn nachzukommen. Als er aber später allein in seiner Burschenstube saß, da stahl sich ein Seufzer aus seinem Herzen. Bedrückten Herzens, beständig an den Liqueur denkend, schlief er endlich ein, während der glückliche Besitzer denselben schon längst vergessen hatte und erst am folgenden Tage daran errinnert wurde, als Schäufgen noch verstörter als gestern das corpus delicti zeigte, aus welchem wieder ein beträchtliches Stück fehlte. Nun beschloß Randow, die Ehre seines Burschen festzustellen und dem vermeintlichen Dieb zu Leibe zu rücken.

„Bester Herr Stabsarzt, verschreiben Sie mir ein Brechmittel!“ wandte sich nach Aufhebung der Tafel Randow an den jungen Arzt, der mit ihnen speiste.

„Mein Gott, lieber Lieutenant, was fehlt Ihnen denn?“

„Mir? Nichts, liebes Doktorchen, aber ich möchte mit diesem unanfechtbaren Mittel gern dem heimlichen Liebhaber meiner Liqueurflasche nähertreten.“

„Ach so, c'est autre chose,“ versetzte lächelnd der Jünger Aeskulaps. „Ein Brechmittel kann ich Ihnen für diesen Fall nun nicht gerade verschreiben, aber etwas Anderes, was dieselbe Wirkung ohne Gefährdung des Organismus hat.“ Mit diesen Worten schrieb er einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er seinem Notizbuch entnahm, und überreichte es dem jungen Offizier.

Mit Hilfe des Rezeptes hielt Randow dem neugierig zuschauenden Schäufgen ein kleines Fläschchen entgegen und schüttete seinen Inhalt in die Liqueurflasche, wobei er Schäufgen über die Wirkung dieses nun so präparirten Trankes aufklärte.

Mit Spannung sahen am nächsten Tage Herr und Diener nach der Liqueurflasche, deren Inhalt sich wunderbarer Weise und zu Schäufgens augenscheinlichen Leidwesen nicht verringert hatte. Aber, o Jabel! Tags darauf fehlte ein ganz gewaltiger Schluck.

Während des Dienstes hatte Randow nicht Zeit gehabt, an seine häusliche Komödie zu denken. Von einem Kameraden bis zur Wohnung begleitet, ging er unter heiterem Geplauder heim. Als er, oben angelangt, den Schlüssel in die Korridorthür steckte, sich im Stillen wundernd, warum Schäufgen nicht wie sonst ihn an der offenen Thür erwartete, fand er den Burschen zu seinem maßlosen Erstaunen auf der Erde hockend, das Ohr dicht an die Nachbarthür geleint. Beim Anblick seines Herrn aber brach er triumphirend in die Jubellaute aus:

„Herr Lieutenant, sie spuckt — sie spuckt schon seit vier Uhr.“

„Sie? — Wer?“ rief Randow verwundert.

Da wurde in demselben Augenblick die Thür aufgerissen, und athemlos stürzte ein junges Mädchen heraus.

„Um Gottes Willen, Herr Lieutenant! Ich komme eben aus der Klavierstunde und finde meine Mutter sterbenskrank vor. Bitte, bitte, schicken Sie zum Doktor. Ach, helfen Sie mir!“

„Gott sei Dank, es ist nicht die Junge,“ dachte Randow, und es flog wie Sonnenschein über sein Gesicht.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,“ wandte er sich an die junge Dame. „Es wird gewiß nicht so schlimm sein.“

„Nee, jewiß nicht, Herr Lieutenant,“ mischte sich schmunzelnd und mit den Augen lustig blinzelnd, Schäufgen, alle Disziplin vergessend, ins Gespräch.

Ein zorniger Blick der braunen Mädchenaugen traf den gefühllosen Burschen, und Randow donnerte ihn auch an:

„Schweig! Und laufe sofort zu Herrn Stabsarzt Wendland! Ich lasse Herrn Doktor bitten, sich doch gleich zu mir zu bemühen.“

„O, ich danke, Herr Lieutenant,“ kam es innig von den frischen Lippen, und der warme Ton dieser Worte, der freundliche Blick, der sie begleitete, drangen tief in das Herz des jungen Kriegers, zugleich sein schuldbewußtes Gewissen strafend. Er murmelte etwas von „selbstverständlicher Menschenpflicht,“ während das junge Mädchen zu der „erkrankten“ Mutter eilte.

Der Stabsarzt ließ nicht lange auf sich warten und brachte Randow auch bald die erwartete Mittheilung, daß sich der Zustand der Patientin gebessert habe. Der „Diätfehler“, als welchen der Doktor die Ursache der Erkrankung zartfühlend bezeichnete, war durch angebliche Magenschmerzen, gegen welche der Genuß von „Goldwasser“ so gut sein sollte, hervorgerufen.

„Dem alten Drachen gönne ich die Lektion — mich rührte nur die Angst ihres lieblichen Töchterchens,“ sagte Randow zu sich. Doch der „Drachen“ rächte sich! Sei es, daß Schäufgen geplaudert — oder der „Diätfehler“ nicht stichhaltig war — kurz, einige Tage später fand Randow ein Briefchen auf seinem Schreibtisch, in welchem sich die Frau Steuerkontroleur „zu ihrem Bedauern aus unvorhergesehenen Gründen“ veranlaßt sehe, Herrn Lieutenant Randow die Wohnung zum 1. Juni zu kündigen.

„Hol' der Kukuk das unverschämte Weib!“ dachte Randow, „erst trinkt sie mir meinen Liqueur aus, und dann setzt sie mich an die Luft!“ Er war so wüthend darüber, daß er der unedlen Regung seines Herzens zu folgen beschloß, eine Flasche „unverfälschten Goldwassers“ als „Abschiedsgruß für Frau Angelika Schmoll, verwittwete Steuerkontroleur, geb. von Spuhn“, in dem geräumten Quartier zu hinterlassen.

Verfehlter Zweck.

Freund Schnarcher war der Siebenschläfer unter meinen Kommilitonen. Er war nicht wenig stolz darauf, schon so zeitig aufzustehen, daß er von der Wachparade auf dem Marienplatz noch knapp das letzte Musikstück profitiren konnte, und hielt es für höchst unzeitgemäß, daß man den Professoren immer noch gestatte, am Vormittag überhaupt Kollegien zu lesen, da ja ein Student mit gesundem Schlafe sie doch nicht besuchen könne.

Man kann es einem jungen Manne von so stark entwickeltem Ruhebedürfniß nicht übel nehmen, wenn er für sein Bett und seine Nachtruhe geradezu schwärmte. Als wir nun einmal beim Beginn des Semesters ihn gegen Abend auf seiner Bude abholen sollten, und Niemand auf unser Anläuten öffnete, entschlossen wir uns, da er parterre wohnte, einfach durchs Fenster einzusteigen, was uns dadurch erleichtert wurde, daß sein Zimmer gegen den Hof gelegen war, und ein hoher Stoß von Backsteinen sich unmittelbar neben dem Fenster befand. Allein der gute Schnarcher war nicht zu Hause.

Da faßten wir den teuflischen Plan, ihm heute einmal die Nachtruhe recht sauer zu machen. Sofort machten wir uns daran, seine Bude förmlich umzukehren. Mit besonderer Sorgfalt wurde natürlich das Bett behandelt. Der Stiefelknecht kam verkehrt unter das Bettuch, ebenso die Kleiderbürste; auch ein Paar alte Sporen, die sich vorfanden, wurden sorgfältig unter dem Leintuche angebracht. Hoch oben auf dem Plumeau thronte in einem alten Cylinder der einzige vorhandene Blumenstock, dessen spärliche Zweige und Blüthen wir durch das Einfügen des Zahnbürstchens zu ergänzen suchten, wodurch das Ganze einen künstlerischen Abschluß erhielt. Von Schritt zu Schritt wurden zur größeren Bequemlichkeit unseres Freundes einzelne Backsteine gelegt, und rechts und links vom Bette errichteten wir aus Stühlen und anderen Möbeln wahre Barrikaden.

Nach diesen menschenfreundlichen Vorbereitungen verschwanden wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, und freuten uns nicht wenig auf den sehr begreiflichen Aerger, den der brave Schnarcher am andern Tage auf der Kneipe zum Ausdruck bringen werde.

Allein als der wackere Freund am nächsten Abend auf der Kneipe erschien, und wir mit großer Spannung seine Mienen studirten, da war von einer besonderen Erregung auch nicht das Mindeste zu bemerken. Ruhig wie immer nahm er Platz und stopfte sich stillschweigend seine Pfeife. Wahrhaftig, wir hätten ihn nie einer solchen Verstellung für fähig gehalten! Als eine ganze Stunde verstrich, ohne daß er seines Zimmers auch nur mit einem Worte erwähnte, da hielten wir es nimmer aus und fragten ihn theilnehmend, wie er geschlafen habe. Er versicherte uns mit der harmlosesten Miene von der Welt, daß er ausgezeichnet geruht habe wie immer, und fügte noch bei, daß er gestern auch gleich eingeschlafen sei. Das war doch stark! Aergerlich fragten wir ihn ohne weitere Umschweife, ob er denn in seinem Zimmer nichts Ungewöhnliches vorgefunden habe. Auch dies verneinte er mit gut geheucheltem Erstaunen. Da platzten wir denn heraus und erzählten ihm unseren Streich vom Anfang bis zum Ende.

Ruhig ließ er uns auserzählen und sagte, als wir geendet hatten, mit würdigem Ernste: „Liebe Freunde! Ihr habt Euch umsonst bemüht, denn leider bin ich dort schon am Schlusse des letzten Semesters — ausgezogen.“

Ein Heirathsantrag auf Grönland.

Der Freier kommt zum Missionär und sagt: „Ich hätte wohl Lust, mir ein Weib zu nehmen.“

„Wen?“ fragt der Missionär.

Der Mann nennt ihren Namen.

„Hast Du mit ihr gesprochen?“

„Gewöhnlich lautet die Antwort: „Nein.“

„Warum nicht?“

„Es ist so schwierig. Du mußt mit ihr sprechen.“

Der Missionär ruft die Jungfer zu sich und sagt nach einer kurzen Unterredung: „Ich glaube, es ist an der Zeit, daß Du Dich verheirathest.“

„Ich will mich nicht verheirathen.“

„Das ist aber schad! Ich habe einen Freier für Dich.“

„Wen?“

Der Missionär erzählt ihr, wer ihn geschickt habe.

„Der taugt gar nichts, ich will ihn nicht haben!“

„Aber,“ antwortete der Missionär, „er ist flink und schafft Alles in's Haus. Er wirft seine Harpune gut und er liebt Dich.“

Das schöne Kind lauscht zwar mit sichtlichem Wohlbehagen, bleibt aber dabei: „Ich will ihn nicht haben!“

„Gut, ich will Dich nicht zwingen. Ich finde wohl bald eine Andere für einen so hurtigen Burschen.“ Der Missionär schweigt, als erachte er die Sache durch ihr „Nein“ für abgethan. Endlich flüstert sie mit einem tiefen Seufzer: „Wenn Du willst....“

„Nein,“ antwortet der Pastor, „wenn Du willst — ich will Dich nicht überreden....“ Wieder ein tiefer Seufzer. „Also Du willst ihn nicht?“

„Herr Pastor!“ Sie erröthet über und über und wendet sich ab. „Ich glaube doch, er taugt nichts.“

„So? Hat er nicht im vorigen Sommer zwei Walfische erlegt und all' die Anderen gar keinen? Also Du willst ihn?“

„Ja, ja, ich will!“ Sie schaut ihm festen Auges gerade in's Gesicht. „Na, dann gebe der Herr seinen Segen!“ Und die Hochzeit findet noch an demselben Tage statt.

Hübscher Gesellschafts-Spaß.

Ein „Wissender“ fragte in einer Gesellschaft: „Meine Herren, welche Art von Ziffern befindet sich auf Ihrer Uhr?“ Männiglich wird hierauf seine Uhr aus der Tasche ziehen und nach geschehener Prüfung erklären: „Römische.“ „Schön“, fragt der Wissende weiter, „wer von Ihnen kann mir, ohne noch einmal auf seine Uhr zu sehen, die auf ihr befindliche Vier nachzeichnen?“ Und lächelnd werden mindestens 90 von Hundert eine IV niederschreiben. Nun ist aber die Vier auf dem Zifferblatt infolge einer seltsamen Gewohnheit so: IIII gestaltet. Nicht ganz so sicher ist der Erfolg einer anderen Frage: „Können Sie die Sechs Ihrer Uhr nachzeichnen?“ Wobei zu beachten, daß alle mit Sekundenzeigern versehenen Uhren die Ziffer Sechs überhaupt nicht haben.

Neue Art der Jagd.

Der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich hat sich gelegentlich seiner (jetzt fast vollendeten) Weltreise einer ganz neuen Jagdmethode bedient. Nach seinem eignen, in einer Wiener Zeitung kürzlich veröffentlichten Berichte pflegte er eines Tages das edle Waidwerk zwischen Delhi und Bhurtpoor von — einem Eisenbahnzuge aus, der ihm dazu ausschließlich zur Verfügung gestellt worden war. Auf ein Signal des Erzherzogs fuhr der Zug, je nachdem sich jagdbares Wild zeigte, vor- oder rückwärts und der fürstliche Gast schoß dann gleich vom Waggonfenster aus. Schließlich bemächtigte sich eine Art Jagdwuth des gesammten Zugpersonals — vom Maschinenführer bis zum Bremser — und auch die Lokomotive selbst schien an dem etwas unwaidmännischen Vergnügen Theil nehmen zu wollen, denn es gelang ihr beinahe, einen Tiger zu überfahren.

Unser Haupthaar.

Wie oft sagt man „Unzählig wie die Haare auf unserm Haupte.“ Und doch ist es jetzt ein Leichtes, wenigstens annähernd die Zahl unserer Haare zu berechnen, nachdem es uns ein fleißiger Engländer vorgemacht hat. Er brachte nach allen möglichen Berechnungen und Versuchen heraus, daß 60 Haare von gewöhnlicher Stärke durchschnittlich den Raum eines Quadratzentimeters bedecken, daß aber blonde Haare reichlicher wie schwarze wachsen, weil viel feiner, und die rothen Haare als die gröbsten am meisten Raum bedürfen, so daß eine erwachsene Blondine durchschnittlich nach dieser Berechnung 140,000 Haare, eine dunkelhaarige 109,000 und eine rothhaarige 88,000 Haare zu kämmen hat.

Höhere Gewalten.

Ein berühmter Meteorologe hat auf Sonntag „brillantes Wetter“ vorausgesagt und nimmt an diesem Tage an einem Gesellschaftsausflug theil.

Bald fängt es an, fürchterlich zu regnen und es stellt sich heraus, daß Niemand einen Schirm bei sich hat, als der — Herr Professor.

„Ei, ei! Herr Professor“, frägt man von allen Seiten, „Sie selbst verlassen sich so wenig auf Ihre Wissenschaft?“

„Ja“, entgegnet dieser ganz ruhig, „meine liebe Frau hat gemeint, ich sollte doch einen Schirm mitnehmen!“

Ein humaner Spitzbube.

Angeklagter: „Ich bitte, hoher Gerichtshof, mich nicht zu verurtheilen! Sie schaden sonst der Carriere meines Vertheidigers!“